

# WALLIS von Maurice Ferrière 1965

## Einführung des Verlegers

Die Moderne ist bestrebt, die Mannigfaltigkeit der ursprünglichen Lebensformen auf eine kleine Zahl genormter Typen zurückzuführen. Rar sind die Länder, rarer die Völker, die ihr unverwechselbares Gepräge zu bewahren vermochten. Ein solches Land ist das Wallis, ein solches Volk sind die Walliser.

Sogar ein Napoleon, der von der Eigenart der Nationen denkbar gering dachte, hat eingesehen, daß das Wallis ein besonderes Land ist, und es darum zur unabhängigen Republik ausgerufen. Die Römer waren dem Wallis mit der gleichen Achtung begegnet, und noch heute begreift der leichtfertigste Tourist im Nu, daß man dieses Bergvolk liebt, weil es einem Respekt einflößt. Dabei schlägt der Walliser die Freundschaft keineswegs aus – er nuanciert sie bloß. Er schätzt die Freiheit über alles und empfängt seine Gäste dementsprechend.

Das Wallis will erobert sein. Die Pforte von Saint-Maurice ist eng wie ein Nadelöhr. Hohe Pfeiler aus dunkeln Fels flankieren die Schwelle. Das Ungestüm des Rottens gebietet Einhalt, und die Phalanx der Pappeln, deren Wipfel der Wind gekrümmt hat, wacht mit gesenkten Lanzen. Doch jenseits des Tores liegt ein Land, das Milde und Herbheit seltsam vereint. Mild ist der fruchtbare Grund, mild sind vor allem die luftigen Terrassen der Hänge, auf denen Dörfer und Reben lagern.

Die klare, leuchtende Luft bezaubert wie eine Fata Morgana, und ihr frischer Gletscherduft läßt die Schalheit des Lebens vergessen.

Herb aber sind die schäumenden Wildbäche, die roh behauenen Felsen, der getürmte Granit, der klirrende Frost und die sengende Sonne.

Darum ist die Sprache des Wallisers so körnig und frisch, darum sind die Farben seiner Trachten so lebhaft und warm.

Aufgeschlossen für das Neue und dennoch dem ererbten Brauchtum treu – so tritt uns das Wallis aus diesem Buche entgegen, das sein Lob verkünden soll.



Benjamin Laederer, Verleger

# I. Im Umbruch der Zeit

Die Geschichte des Wallis ist von besonderer Art. Lange schien es inmitten seiner Berge zu schlafen. Nur die Karawanen, die den Großen St. Bernhard überstiegen, rissen es bisweilen aus dem Schlummer. Es hob die bleiernen Lider und bestaute die Handelszüge, Pilgerscharen und Heereskolonnen, die es durchzogen. Dann sank es wieder in Schlaf.

Doch der Anschein trog. In Wirklichkeit kämpfte es mühsam für sein tägliches Brot. Die Talsohle war noch ein einziger Morast, der von Fröschen, Mücken und Vögeln wimmelte und wo das Sumpffieber brütete. Die Berge: Wald und Fels, Eis und Schnee. Der Mensch arbeitete im Schweiß seines Angesichtes. Rau, zäh und knorrig, bot er dem Hunger Trotz. Die Not drückte ihn schier zu Boden, doch konnte er sich auch mit einem jähen Ruck aufrichten, wenn ihn Stolz oder Zorn übermannte.

Der Schatten der Jahrhunderte glitt in ewigem Einerlei über die Sonnenuhren der Kirchtürme. Unaufhörlich wiederholten sich die gleichen Wörter, die gleichen Sätze und die gleichen Gebärden. Sagen, Trachten, Sitten und Gebräuche blieben immerfort dieselben: ein urtümliches Land!

Sein Adel und seine Ohnmacht, seine Anmut und sein Elend sind sattsam bekannt. Alle dertartigen Urteile sind wahr und falsch zugleich. Das Leben läßt sich nicht in Formeln fassen. Es entzieht sich den vereinfachenden Bildern, die man von ihm entwirft. Unsere Väter haben ihre Kindheit unter dem schroffen Licht des Mittelalters zugebracht. Noch drangen keine Straßen in die Seitentäler, und die Bergdörfer erhellte noch der matte Schein von Kerzen, Laternen und Petroleumlampen. So war es bis nach dem Ersten Weltkrieg.

Man muß es in den alten Topographien nachlesen: in der «Vallesiae Descriptio» von Josias Simler (1574) und in der «Description du Département du Simplon» von Dr. Schiner (1812). Obwohl zweieinhalb Jahrhunderte dazwischen liegen, haben die beiden Gewährsmänner annähernd das gleiche Bild vor Augen. Von Geschlecht zu Geschlecht ist alles beim alten geblieben. Die Wildbäche gingen immer denselben Weg; sie trugen dem Rotten immer dieselben ungestümen Wasser zu und erfüllten die Einöden immerfort mit ihrem monotonen Rauschen.

J. J. Rousseau hat den Zauber des alten Wallis überschwenglich gepriesen. Er sah in diesem archaischen Lande einen anschaulichen Beweis für seine Lehre. In der unverdorbenen Natur bewahrt der Mensch die angeborene Güte. Kein Schatten der zivilisierten Welt trübt die kristallene Klarheit seiner Seele. Er steht mit allen Kräften der Natur im Bunde und lebt in seinem Reiche frei und zufrieden.

Rousseau nahm sich vor, die Geschichte dieses «glücklichen» Volkes aufzuzeichnen. Schade, daß er seinen Plan nicht ausgeführt hat! Die Literatur wäre um eine großartige Utopie reicher geworden. Daß das Volk einst fröhlicher sang und tanzte als heute, ist unbestreitbar. Aber die Psychoanalyse deutet den Umschlag von Angst und Mühsal in heftige Gebärden und laute Worte als Kompensation. Die Arbeit war so hart, das Essen so schlecht, das Lager

so unbequem, daß den Leuten nichts übrigblieb, als den Schleier der Zerstreuung über ihr schweres Los zu breiten.

Doch plötzlich pocht das Schicksal an die Tür. Das Dröhnen der Preßlufthämmer erschüttert die Stille. Das entfesselte Dynamit wirbelt den Fels in die Luft, und am grünen Hang entrollt sich ein silbernes Band: die Straße.

Die schmalen Fenster fliegen auf. Mißtrauische Blicke mustern die Maschine, die auf dem Dorfplatz knattert und pufft. Die Maultiere scheuen und schlagen aus. Ihre Angst ist berechtigt: der Maschinenlärm und der Benzingestank werden sie bald vertreiben.

Alles überstürzt sich. Die alten Leute schütteln fassungslos den Kopf. «Wenn das die Alten sähen», sagen sie. Doch plötzlich sind sie selber die Alten, lebendigen Leibes in graue Vorzeit zurückversetzt.

Wenn der Talhang apert, wird es Zeit, die Reben aufzusuchen. Die Arbeiter klettern mit einem unbehaglichen Gefühl auf den Lastwagen. Doch der bemützte Chauffeur führt das Steuer mit sicherer Hand. Er ist in ihren Augen fast ein Held. Eines Tages aber wird er bei der Brücke aus der Kurve geschleudert. Das Fahrzeug liegt zertrümmert im schäumenden Wildbach. Albinus wird nur mehr als Leiche geborgen. Ein neuer Lastwagen, ein neuer Lenker, eine neue Mütze, und das Spiel beginnt von vorne.

Und dann wird das erste Stauwerk gebaut. Das Tal bebt mehrmals im Tag. Ein dumpfes Grollen dringt aus dem Schoß des Gebirges. Das Land ist buchstäblich «unterminiert».

Barberine ist die erste Großbaustelle. Sie bietet Hunderten Gelegenheit, Geld zu verdienen. Wenn sie übers Wochenende ins Dorf zurückkehren, brausen die Wirtshäuser wie Bienenstöcke. Früher war das Geld so rar, daß man es als Zeichen der Auserwählung betrachtete. Nun fließt es in Strömen zu Tal. Das bisher hermetisch verschlossene Land steht allen möglichen Einflüssen offen. Da bricht die Krise der dreißiger Jahre dem Pfeil des Fortschritts unvermittelt die Spitze.

Aber der entscheidende Anstoß war gegeben. Die entsumpfte Ebene hatte schon einen Teil der drückenden Hypotheken abgeschüttelt. Wenn die Spargel, die Erdbeeren, die Aprikosen und die Williamsbirnen reif wurden, setzte auf den Bahnhöfen eine fieberhafte Betriebsamkeit ein. Was man tagsüber geerntet hatte, wurde nachts in Tausende von Güterwagen verladen. Schon in den ersten Morgenstunden tauchten dann die Körbchen mit dem gestirnten Wappen in den Auslagen der Schweizer Städte auf. Das Wallis hatte sich seiner Armut entledigt und deckte die Tafeln des Überflusses. Die Erde, die bisher für unergiebig gegolten hatte, bewies ihre Fruchtbarkeit.

Der Berg hingegen träumte weiter. Und als der Grund schon von den Kräften überschäumte, die lange unter dem Geschiebe des Rottens verschüttet gewesen waren, glaubte man in den Bergdörfern noch immer an Gespenster und erhob die Ringkämpfe der Kühe weiterhin in den Rang von Nationalspielen.

Doch der Talhang hielt mit der Ebene Schritt. Er brachte Weine hervor, deren Güte sich bald herumsprach. Um 1880 bürgerte sich im Waadtland der Brauch ein, im Wallis, das soviel südländischer war als die Ufer des Genfersees, ein paar Klafter Rebland zu erwerben. Die neuen Besitzer brachten zweckmäßigere Anbauverfahren mit. Der Weinberg wurde nicht mehr durch Vergruben, sondern durch Neupflanzung verjüngt, und der Ertrag stieg.

Aber nicht nur die Rebe, auch der Wein bedurfte der Pflege. Der Winzer brüstete sich mit seinem Weißen und Roten und war zufrieden, wenn er seine müden Lebensgeister nach dem schweren Tagwerk noch einmal aufpeitschte. Da der Wein nach dem zweiten Abzug seinem Schicksal überlassen wurde, gebärdete er sich bisweilen recht unmanierlich. Er ätzte den Gaumen und verbrannte die Kehle. Wenn einem die alten Leute freundschaftlich das Glas in die Hand drückten, pflegten sie zu sagen: «Trink nur ruhig! Der tut dir nichts an, der ist ungetauft.» Damit wollten sie sagen, das Faß sei nicht durch Wasser entweiht worden. Wenn man nämlich den Trester mit Wasser und ein paar Pfund Zucker versetzte, so erhielt man die «Piquette», die kaum mehr an Wein erinnerte.

Und so stieß man in Gottes Namen an. Man mußte alle vierzehn Nothelfer anrufen, wenn man seine Grimassen verbeißen wollte. Die Weine des alten Wallis wurden in der Maische vergoren und waren von unbestimmter Farbe, zweifelhaftem Geruch und herbem Geschmack. Die Trauben waren zwar weit süßer als heute und klebten förmlich am Stock. Den Wein aber überließ man dem Zufall und seinen unberechenbaren Launen, denen man nicht beizukommen wußte. Er wurde für den Hausgebrauch gezogen. Wenn er ausnahmsweise verkauft wurde, so gelangte er aus dem Keller des Weinbauern in eines der wenigen Wirtshäuser. Er bildete in dem grobmaschigen Handelsnetz der «guten alten Zeit» nur einen hauchdünnen Faden. Erst kurz vor der Jahrhundertwende fand er den Weg über die Kantongrenze. ~ 1895

Zwischen den beiden Weltkriegen aber entwickelte sich der Weinbau zu einer regelrechten Kunst. Man lernte in der Schule genügend Chemie, um einen minderwertigen Geschmack von den Vorzügen eines starken Weins zu unterscheiden. Sachverständige mit verwöhntem Gaumen und gewandter Zunge kamen alljährlich zusammen, um die Vorzüge des Neuen zu preisen. Sie verglichen ihre Probe mit der des Nachbarn, analysierten, meditierten und legten den Maßstab der Güte fest. Die dunkeln Keller voller Spinnweben wichen unaufhaltsam hochmodernen Räumen, die eher Fabrikhallen oder Laboratorien gleichen. An die Stelle der großen Eichen- und Arvenfässer traten Betontanks mit Glasverkleidung, in denen sich die Anzeichen einer Krankheit leichter erkennen lassen. Die Flasche erschien in geschmackvoller Aufmachung auf den Hoteltischen. Die ganze Schweiz merkte auf, und in allen Städten setzte ein wahrer Sturm auf die «Walliser Kannen» ein.

Auch hier überstürzte sich alles. Die unverbrauchte Energie des jugendlichen Landes verströmte sich ohne Maß. Ein allgemeiner Wetteifer erfaßte die Winzer, und die Qualität der Weine hob sich mit einem Schlag. Eine wirksame Werbung pries eine glänzende Hierarchie einheimischer Sorten an. Heute erobert der Walliser Wein sogar den ausländischen Markt, und seine hervorragenden Eigenschaften werden allgemein anerkannt.

Doch siehe! Da trottet ein Maultier von Evolène, St. Martin oder Hérémece herunter. Es hat zwei Ledersäcke aufgebastet. Der Bauer führt es am Leitseil und schmaucht sein Pfeifchen. Beim Weinberg angelangt, kappt er mit dem Sackmesser die Trauben und wirft sie in die «Brente». Dann zerstößt er sie mit dem «Troser» und schüttet die Maische in die beiden Ledersäcke. Nun tritt er den Heimweg an. Nach vier, fünf Stunden ist er zu Hause. Er leert die Maische in eine Kufe und läßt sie gären. Im November zapft er den «Vorlaß» ab. Den Rückstand treibt er durch den «Triel». Dann zieht er am Faß, bis der Vorrat zur Neige geht. Ein urtümliches Bild!

Heute geht alles viel rascher und leichter. Die Trauben werden in Holzkistchen oder Plastikbehälter geerntet und auf Lastwagen und Anhänger verladen. Vor den Kellern stauen sich lange Fahrzeugkolonnen. Mächtige Maschinen beeren die Trauben ab und pressen sie aus, und andere füllen den fertigen Wein ab und etikettieren mehrere tausend Flaschen in der Stunde.

So wurde das hölzerne Zeitalter vom Zeitalter des Chromstahls, des Glases und des Betons, der Chemie und des Handels abgelöst. Einst verwendete man das Holz zu allen erdenklichen Zwecken. Auf der «Trächa», der offenen Feuerstelle, brannten wärschafte Tannen-, Lärchen- oder Föhrenscheite. Knisterndes Reisig wärmte die Suppe oder die Käsmilch in den schweren «Erzhäfen». Um den Giltsteinofen zu heizen, der aus den Werkstätten von Zermatt, Saas, Lötschen, Anniviers, Evolène oder Bagnes kam, zerkleinerte man den Stumpf der Lärche und grub ihre Wurzeln aus. Beim Abendsitz war die ganze Familie um den warmen Ofen versammelt und rieb sich die Frostbeulen. In den langen Winternächten schwelte die Glut unter der Asche weiter und machte die rauhe Kälte einigermaßen erträglich.

Doch das Holz versah noch viele andere Dienste. Es war Löffel in der Hand des Menschen und Teller auf seinem Tisch. Der Dorfdrechsler höhlt Schalen, Näpfe und Platten aus. Das Haus war vom Keller bis zum Estrich mit Geräten, Gefäßen, Kästchen, Truhen, Tischen, Betten und Spinnrädern aus Nußbaum, Esche, Lärche und Arve ausgestattet. Ein vielseitiges einheimisches Handwerk hämmerte, hobelte und schnitzte. Der Korbmacher umflocht das Gerüst der Hutten und Körbe mit Streifen aus Eschenrinde, der Küfer fügte die Dauben zu Fässern, Kübeln und Butterfäßchen. Der Schnitzer kerbte Rosen-, Sonnen- und Kreis-motive in die Füllungen der Kästen, Schränke und Truhen, verzierte die Hochzeitsgeschenke mit luftigen Einlegearbeiten, schnitzte unbeholfene Heiligenstatuen und nagelte den Herrn ans Kreuz.

Holz, überall Holz: eine Holzkultur. Aus Holz waren die «Kännel» der «Suonen», der Dorfbrunnen und die Wasserleitung des Hauses; aus Holz der glatte Rahmlöffel, der einer hohlen Hand glich; aus Holz der Kerzenständer, der Schulanzen, der Schlitten, der Backtrog, das Brot-, das Butter- und das Käsemodell; aus Holz der einfache Trichter und der Mörser, mit dem man das Salz zerstië.

Das nahe Buschwerk und der benachbarte Wald lieferten dem Menschen die wichtigsten Bestandteile des Pfluges, die Schlittenkufen, die scharfen Zähne der Egge und die Balken, mit denen er Haus und Stall, Speicher und Stadel erbaute. In einer Wiege aus Arvenholz schlug er zum erstenmal die Augen auf, und in einem Tannensarg schlief er der Ewigkeit entgegen.

Aus Hartholz waren der Saumsattel des Maultiers, der Stiel der Axt, das Faß im Keller, die Pfosten und Träger der Brücke, aus Weichholz all die Hausgeräte, in die man mit dem Messer uralte magische Zeichen schnitt, aus Lärchenholz der Dielbalken an der Stubendecke, dessen Motive – Kanne, Glas und Blume – die unschuldigen Freuden der Sinne beschworen.

Diese Dinge, die im gleichen Hause entstanden und dienten, stifteten zwischen dem Menschen und seiner Umwelt eine Atmosphäre des Vertrauens. Die Hand, die das Werkzeug führte, hatte es auch aus dem Rohstoff geformt. Alle Dinge waren auf die Bedürfnisse des Menschen zugeschnitten. Das erlaubte ihm, seine Kräfte einzuteilen.

Jedes Werkzeug hatte eine eindeutige Bestimmung. Jedes Gerät entsprach einem genau umrissenen Zweck. Unsere Architekten und Ingenieure bilden sich viel auf die «Funktionalität»

ihrer Werke ein. In der Kultur dieser Armen war alles streng «funktionell». Aber gleichzeitig war alles darauf angelegt, das Auge zu erfreuen.

Das Leben wurde nicht allein mit menschlichen Maßen gemessen. Sein Sinn erschloß sich erst in einer umfassenden Perspektive, deren Fluchtpunkt im Jenseits lag. Alle Freuden und Leiden, die dem Menschen zwischen dem Beten- und dem Aveläuten widerfuhren, trugen den Keim ewiger Freuden oder Leiden in sich. Jede Gebärde wurde vor einem Spiegel ausgeführt, der ihre zeitlose Dimension enthüllte. Während sich der Leib für sein tägliches Brot abmühte, war die Seele bereits in die Ewigkeit entrückt.

Die Hand gehorchte dem Herzen und der Seele. Ein jedes Ding trug den Stempel seiner alltäglichen Bestimmung und verkörperte gleichzeitig die unbewußte Sehnsucht nach dem Absoluten. Das Tun des Menschen zielte über seinen unmittelbaren Zweck hinaus. Das Haus, das man mit großer Mühe und Sorgfalt erbaute, sollte mit seinen Jahrszahlen, Sinnbildern und Schnörkeln stattlich und vornehm wirken, denn es war dazu bestimmt, den kommenden Geschlechtern vom Glauben, von der Hoffnung und vom Vertrauen seines Erbauers Zeugnis zu geben, und er selber wollte nach seinem Tode vom Himmel mit Wohlgefallen auf die Spuren seines irdischen Wandels herabschauen. Jedermann fühlte sich vor der Ewigkeit verantwortlich. Alles war beseelt. Die reichverzierten Fensterposten, die Schmuckkästchen der Bräute, die schlichten Blumenmuster auf dem Kalkverputz der Mauern, die Statuen und die Altäre, die von Gold funkeln und von Trauben und Früchten strotzen, alle diese Dinge verbürgen, daß der Blick dieser Menschen unaufhörlich den Schleier des Sichtbaren durchdrang und sich in das Geheimnis des Unsichtbaren versenkte.

Die Überzeugung, daß das irdische Leben bloß ein flüchtiges Vorspiel des ewigen Lebens sei, prägte alle entscheidenden Unternehmungen dieses Volkes, das sich nur von unvergänglichen Werten leiten ließ. Die prächtige weiße Kirche inmitten des armseligen Dorfes war ein Abbild des Paradieses. Für sie war nichts schön genug, denn sie war die Wohnstatt des Allwissenden, der die menschlichen Handlungen unausgesetzt mit unbestechlichen Schalen wog. Hier verwandelte sich die Mühsal des Lebens einmal in der Woche für eine kleine Weile in lautere Freude. Wenn Gesang und Orgelklang die ewigen Geheimnisse verherrlichten, verflogen die Sorge und die Müdigkeit im Nu. Doch die Walliser ließen es beim Sonntag nicht bewenden; bis zur Französischen Revolution wurde jeder dritte Tag als Feiertag begangen.

Der Glaube des Volkes war von bezwingender Demut. Es versuchte die Geheimnisse nicht zu enträtseln, es ließ sie einfach auf sich beruhen. Dieser felsenfeste Glaube hat ein blühendes Brauchtum hervorgebracht, das die Generationen zu einer endlosen Kette zusammenschloß. Die Geschlechter kamen und gingen, ohne die überlieferte Ordnung anzutasten. Jeder Tag war einem Heiligen geweiht, der die Menschen, das Vieh oder die Arbeiten beschützte. Jeder Tag legte eine besondere Andacht nahe. Da war keine Krankheit, für die es im Himmel keinen Arzt gab, keine Arbeit, deren Schutz einer aus der Schar der Heiligen und Seligen nicht bereitwillig übernahm. Das Rad der Jahreszeiten drehte sich im Rhythmus des Kirchenjahres, und die bald prunkvollen, bald schlichten Zeremonien der Liturgie waren den Stimmungen der Natur und des Menschen angepaßt.

Das Saatgut des Christentums hatte sich freilich auf dem Acker der bäuerlichen Frömmigkeit mit dem Unkrautsamen des Aberglaubens vermischt. Die Schafschur, der Holzschlag und die

Wanderung der Herden richteten sich nach den Mondphasen, und das Kreuzzeichen bannte die bösen Geister. Die Verstorbenen irrten jede Nacht auf den Wegen der Lebendigen, flehten sie um ihre Fürbitte an und sühnten ihre Verfehlungen am Orte der Tat. In der Nacht hatten jeder Lichtschein und jedes Geräusch eine hintergründige Bedeutung. Der Ruf des Rebhuhns, das vorzeitige Erwachen des Hahns und das Bellen des Fuchses galten als Signale aus dem Jenseits. Ein unversieglischer Strom von Zeichen durchzog die Tage und Nächte.

\* Eine Fülle von einfachen Bildern erinnerte den Menschen mitten im Leben an die Allgegenwart des Todes. Das Kreuz, sein eindringlichstes und vertrautestes Mahnzeichen, erhob sich an allen Wegen, hing an allen Wänden und begleitete den Gläubigen von der Wiege bis zum Grab.

Ein anspruchsloses Kunsthandwerk stattete das ganze Dorf vom Stall bis zur Kirche mit schlichten Zauberdingen aus. Die Holzhäuser füllten sich mit Gegenständen, die heute das Entzücken der Antiquare bilden. Der eine nagelte den gehörnten Schädel seiner ehemaligen «Königin», der andere eine furchterregende Tierfratze aus einem knorrigen Wurzelstück über der Stalltür fest. Der Hirte vertrieb sich die Zeit, indem er allerlei Ornamente in seinen Stab kerbte und das einzige Bein seines Melkstuhls mit ländlichen Motiven verzierte. Eine bunte Vielfalt von kindlich empfundenen Blumen-, Stern- und Tiersymbolen überzog die geschmeidigen Peitschenstiele und die Kästchen aus gefügigem Weichholz. Ein Hang zum Präziösen beseelte diese einsamen Menschen. Ihre Einbildungskraft kreiste unablässig um das Antlitz der Geliebten. Sie erschien ihnen als Vergißmeinnicht, Edelweiß, Kornblume, Heckenrose, Mondsichel oder Stern. Das Rankenwerk der einander fliehenden und suchenden Linien ist die Geheimschrift des liebenden Herzens, deren Sinn uns meistens verborgen bleibt.

Die Kapelle hängt voller Bildtafeln. Die Kirche ist mit Altären und Wandmalereien geschmückt. In Raron vergegenwärtigt ein Fresko, das eine ganze Seitenwand einnimmt, den Kampf zwischen Gut und Böse, Gnade und Sünde, der bis zu den Posaunen des Gerichtes währt. Das Leben erschien dem Menschen als ein großes Drama, dessen Ausgang vom Willen der Vorsehung abhing.

Gott sah alles, was der Mensch tat, hörte jedes seiner Worte, erriet seine geheimsten Gedanken. Er war das Auge im Dreieck, das vom Scheitel des Kirchengewölbes – der Paradieseskuppel – herabsah. Ihm brachte man nach der Genesung Weihegaben dar, um seine Dankbarkeit zu bezeugen. Der Lahme, der gehend geworden war, hingte das Abbild seines Beines vor dem Altar auf, und das Weib, das sein Kind nicht stillen konnte, weihte dem Himmel eine Holzbrust, auf daß er die ihre überfließen lasse.

Das Kreuz war überall zugegen. Der Herrgottschnitzer hatte nicht den Ehrgeiz, Kunstwerke zu schaffen, er wollte den Betrachter erschüttern. Darum war das gemarterte Fleisch mit Blut gesprenkelt, die gebrochenen Glieder krümmten sich vor Schmerz, und der Mund stieß einen herzerreißenden Seufzer aus.

Der Realismus steigerte sich oft ins Unerträgliche. Mit der Zeit aber mäßigte er sich. Eine ganze Reihe von Werkstätten für religiöse Kunst brachten Bildwerke hervor, die ans Herz rühren, ohne Abscheu zu erregen. Zierliche Altäre mit gewundenen Säulen stellen die Verheißungen des Himmels neben die verlockendsten Bilder der Erde. Die traubenbehangene Rebe rankt sich zu den Heiligen des Himmels empor, und die Muttergottes fährt heiter und schön zu den Sternen und Kronen der Ewigkeit auf.

Im Zeitalter des Barocks erklimmte die Volkskunst den Gipfel der eigentlichen Kunst und wurde zum bewegenden Ausdruck der menschlichen Ängste und Hoffnungen. Staunend entdeckt man in diesem armen, unablässig von Brotsorgen bedrückten Lande einen unerschöpflichen Schatz von Bildern und Statuen, ganze Völker von Heiligen und Seligen, ganze Heerscharen von Cherubim und Seraphim, die den elenden Bauern die Wonnen des Paradieses verhiessen.

Die Religion ist jedoch nur die eine Quelle der Walliser Volkskunst. Die andere ist die Reisläuferei. Der Krieg war das Handwerk der Armen. Die Not zwang sie, das Land zu verlassen und ihre Kraft in den Sold der Fürsten zu stellen. Vom 16. Jahrhundert an finden wir sie in Rom, in Frankreich, in Spanien und in den Niederlanden.

Der Solddienst war das Atmungsorgan des Landes. Er füllte seine Brust, die nur die rauhe Alpenluft gewöhnt war, mit einem milderen Hauch. Die Heimkehrer brachten mehr Erfahrung als Gold zurück. Sie hatten Städte gesehen. Sie hatten Häuser gesehen, die vornehmer waren als ihre armseligen Blockbauten, sie hatten Sprachen gehört, die weicher klangen als ihre heimatlichen Laute, sie hatten Festlichkeiten beigewohnt, bei denen man gesitteter sang und tanzte.

Und sie erzählten. Und wenn sie abends vor einem Glase saßen, so kam mit einem Male der Wein über sie, dessen Feuer sie längst vergessen hatten, und sie begannen selber zu singen und zu tanzen. Ein frischer Luftstrom fuhr durchs Land, der Pulsschlag eines fremden Lebens wurde fühlbar. Und die Frauen staunten, wenn man ihnen die Toiletten des Hofes, die Bälle und Umzüge ausmalte. Auf dieser Erde gab es also Länder, wo man ein unbeschwertes Leben führen konnte!

So war es im alten Wallis. Die Leute kauften jahrhundertlang nur das Salz ein und kleideten sich in Drilch und Leinen. Bis zum Ersten Weltkrieg wurde auf den besten Äckern Flachs angebaut. Man legte die Garben im nächsten Teich zum Rösten ein. Dann ließ man sie an der Septembersonne dörren. Im November brachen die Frauen die harten Fasern auf einem eigenartigen Gerät, der sogenannten «Brecha», und schüttelten die langen, faserigen Strähnen aus. Das war das Rohleinen.

Es wurde gehechelt, gewaschen, gesponnen, gespult und in der «Weberei» aufgestapelt. Der Weberin stand keine eigentliche Werkstatt zur Verfügung, sondern nur der schmale Raum, der zwischen dem Tisch und den Betten frei war. Den ganzen Winter über war sie nicht vom Webstuhl wegzubringen. Unermüdlich warf sie das Schiffchen hin und her. Die Nachbarinnen, die ihr den Faden anvertraut hatten, fanden sich zum festgesetzten Zeitpunkt ein, um ihr an die Hand zu gehen.

Im Frühling ließ man die langen Webstreifen auf dem ersten Grün der Wiesen bleichen. Ungebleichtes Leinen, «ristines» Tuch, galt bei den Frauen des Lötschentals als Zeichen der Trauer. Der Stoff war alles andere als fein, aber die Leintücher hielten ein ganzes Leben, und die Hemden nicht weniger lange.

Große Schafherden trappelten leichtfüßig durch das Tal. Jede Familie, auch die ärmste, besaß ein paar Schafe, deren Ohren oder Hörner mit dem Hauszeichen markiert waren.

Auch Schäfer gab es damals noch, Peterjosi zum Beispiel. Eine urchigere Gestalt läßt sich kaum denken. Peterjosi war groß und hager und in dickes braunes oder schwarzes Tuch gekleidet. Er trug eine gestrickte Mütze, die auch die Ohren bedeckte. Die Hose war an den Knien, der



Kittel an den Ellbogen geflickt. Er hatte eine Tasche umgehängt, die Brot und Käse und eine «Batilla» mit Tresterwein enthielt.

Seine Tonpfeife war so kurz, daß sie kaum aus dem Bartgestrüpp hervorsah, das fast das ganze Gesicht überwucherte. Meistens kaute er bloß am Rohr. Wenn ihm der schier unerschwingliche Tabak ausging, ersetzte er ihn durch Wacholderrinde. Das Ganze verbreitete einen durchdringenden Geruch.

Peterjosi kannte jedes Grasbüschel am Talhang. Sobald der Schnee in den tieferen Lagen zurückging, sammelte er seine Herde und trieb sie mit schallenden Peitschenschlägen zum Bach hinunter. Mit dem Frühling, der Hitze und der Schneeschmelze stieg er Stufe um Stufe den Hang empor. Er schlief auf einem Reisiglager, das er zwischen zwei Steinen aufschüttete. Im Hochsommer war er am Fuße der Felswände, am Saume des Firnschnees angelangt. Im Juli und August trugen die Dorfleute ein- oder zweimal in kleinen Gruppen Salz für die Schafe und Brot, Käse und Branntwein für den Schäfer hinauf. Sobald der erste Schnee fiel, stieg er wieder talwärts.

Der September war die Zeit der Schur. Die Herde kehrte mit lautem Blöken ins Dorf zurück. Peterjosi wußte genau, wem die vielen niedlichen Lämmer gehörten.

Im Winter schnurrte das Spinnrad in den niederen Stuben. Schwarzes, weißes oder braunes Garn lief auf die Spulen. Um die vielköpfige Hausgemeinschaft mit Socken, Pullovern, Wärmern, Mützen und Handschuhen einzudecken, war eine Menge Garn erforderlich. Man lebte im wollenen Zeitalter und bot unter dem rauhen Zeug, das die Haut wund scheuerte, selbst den Schneestürmen Trotz.

Wenn man Schuhe haben wollte, so mußte man im Herbst ein Haupt der mageren Herde opfern. Die Haut brachte man zum Gerber. Gerber gab es in Monthey, in Martinach, in Sitten, in Siders, in Visp, kurz bei jeder Talmündung. Nach einem Monat konnte man ein prächtiges Bündel glatten und körnigen Leders abholen. Andres, der Schuhmacher, nahm Maß. Man hatte nie genug Leder, um all die ungeduldigen Füße mit Schuhwerk auszustatten. Armut, das ist nicht nur der unzulängliche Brotvorrat und das Loch in der Hose, sondern auch die ausgetretene Sohle, die das Wasser durchläßt wie ein Sieb, das klaffende Loch, aus dem die große Zehe hervorguckt, und der Holzschuh mit der gespaltenen Sohle, deren Teile auseinanderzufallen drohen. Die steinigten Wege des Landes, auf denen der Fuß bei jedem Schritt auf ein Hindernis stieß, haben den Leuten viel Kopfzerbrechen bereitet. Der Schuhmacher beschlug die Sohlen mit groben Nägeln. Die Nägel wetzten sich an den Steinen ab. Unzulängliches Schuhwerk!

Und immer hieß es gehen, vom Dorf zu den Reben und von den Reben zum Dorf, vom Dorf zum Bach und vom Bach zum Dorf, vom Dorf zum Maiensäß und vom Maiensäß zum Dorf und höher hinauf, über die Waldgrenze empor, immerzu, von einer Parzelle zur andern, die Suone entlang, den Pfad entlang, quer durch den nackten Hang, an dem man sich festklammern muß, die Heu- oder Kornbürde im Genick, die Streue oder das Holz auf dem Rücken, immerfort gehen, hin und her, auf und ab, das Zugseil des Schlittens wie ein Halseisen um den Nacken, wenn man im Winter das Holz aus dem Wald schleift, die Axt, die Sense auf der Schulter, gehen, gehen. Tag und Nacht. Unzulängliches Schuhwerk!

Aber die alten Walliser kleideten sich unverdrossen in Wolle und Leinen und deckten sich mit Schuhwerk ein, so gut es eben ging.

Und sie aßen Schwarzbrot, milbigen Hauskäse, luftgetrocknetes Fleisch, Kohl und Großbohnen – später auch Kartoffeln – und sparten das ganze Jahr.

Zehn hungrige Kinder drängten sich um den schmalen Tisch, auf dem die Mutter die Holzplatte abstellte. Zehn Kinder waren in diesem Lande, wo der Tod allein die Geburten regelte, durchaus keine Seltenheit. Obwohl sich die Eltern für ihre Kinder den Bissen vom Munde absparten, haben die Walliser jahrhundertlang darben müssen.

Nicht, daß sie verhungert wären, aber sie aßen sich auch nie satt. Die mageren Äcker an den dünnen Hängen maßen nur wenige Klafter. Im Herbst säte man ein paar Fischel Korn, im Frühjahr ein bißchen Gerste und Großbohnen. Die Einführung der Kartoffel war ein großer Segen. Dazu kam ein wenig Hafer für das Vieh. Grob wie Gerstenbrot – sagt man im Unterwallis heute noch. Man hat also auch Gerstenbrot gegessen. Das Hauptnahrungsmittel aber war das Roggenbrot.

Der Backofen stand untersetzt, schwarz und fensterlos in der Mitte des Dorfes. In Brusthöhe öffnete sich eine schmale und niedrige Tür. Bis zur Ernte war er müßig. Sobald das Korn auf die Tenne des Stadels rieselte, sperrte er seinen Rachen auf, und nun kam er einen vollen Monat nicht mehr zur Ruhe.

Jedermann mußte seinen «Kehr» abwarten. Wer den Ofen einheizte, erhielt von seinen ungeduldigen Nachbarn einen Teil des Holzes. Wenn man einen Blick in sein Inneres warf, sah man die Wölbung metallisch glühen.

Zu Hause krepelten alle die Ärmel auf. Im alten lärchenen Backtrog fiel das Mehl zusammen. Man gab Hefe bei und sah zu, wie der Teig aufging. Man knetete ihn auf der Truhe, strich ihn in die reichverzierten Model und verteilte die runden Laibe gleichmäßig auf dem Teigbrett. Der Vater schob sie in den Ofen.

Nach einer Stunde nahm er die glühenden Brote heraus. Sie wurden in eine Hutte gelegt, in den Speicher getragen und auf der «Brotleiter» aufgestapelt. Zwei Ofenvoll ergaben sechzig bis achtzig Brote. Damit mußte man mindestens zwei Monate auskommen. *2 Monate*

Von frischem Brot werden die Kinder nicht satt. Darum ließ man es möglichst hart werden.

Wenn das Messer den Dienst versagte, zerkleinerte man es mit der Axt. Die zahnlosen Alten hatten das Nachsehen, die Jungen wetzten sich die Zähne blank. Wenn der Speicher leer war, zündete man den Ofen ein zweites Mal an.

Im November begann man mit der «Hausmetzgete». Das Blut sprenkelte den ersten Schnee mit rubinernen Flecken. Die Kinder spielten mit den elfenbeinernen Klauen der Schweine.

Das Fleisch wurde eingesalzen und im Speicher neben dem Brot zum Trocknen aufgehängt. Es verschönerte die Sonn- und Feiertage dieses Volkes, das die Not zur Mäßigkeit zwang. Während des Hochamtes summt der Fleischtopf auf dem Holzherd. Die langen Predigten bekamen den schweren «Erzhäfen» gut, und die Fleischbrühe überzog sich mit den gelblichen Häuten der Maden.

Wenn ein Fremder im Pfarrhaus abstieg und zu Tisch gebeten wurde, so verzog er vorerst das Gesicht. Doch wenn er sich dann ein Herz faßte und zugriff, wurde er bald inne, daß die Mahlzeit gar nicht so übel war.

Auf dem «Tablatt», das im Keller unweit der Fässer stand, wurden alte Käse voller Milben aufbewahrt. Die Ehrfurcht vor dem Alten war kein Aberglaube, sondern ein Gebot der Armut. Die

frische Nahrung wird so rasch verzehrt, daß sie keinen Nachgeschmack zurückzulassen vermag. Auch waren sich die Bewohner dieses trockenen Landes bewußt, daß jederzeit ein Notjahr hereinbrechen konnte. Das Beispiel der Biene mahnte zur Vorsicht: Spare in der Zeit, so hast du in der Not!

Man sorgte auch für sein Begräbnis vor. Wenn die Verwandten und Bekannten aus den umliegenden Dörfern herbeieilten, um dem Toten die letzte Ehre zu erweisen, so war es eine heilige Pflicht, sie gastfreundlich zu empfangen. Rings um den Sarg floß der Wein in Strömen, und auf dem Tisch lagen Brot und Käse bereit. Die Gäste zückten ihre Taschenmesser, und die Angehörigen munterten sie auf: «Greift um Gottes willen zu! Dafür hat er's hinterlassen!»

Sie ließen sich das nicht zweimal sagen und griffen herzhaft zu. Nach der Beerdigung kehrten sie in das Haus des Toten zurück und aßen und tranken von neuem. Dafür hatte er's ja hinterlassen! Der Landrat mußte einschreiten und die Dauer dieser Ehren- und Totenmähler auf drei Tage befristen. **3**

Auch bei den Hochzeiten schonte man weder Speise noch Trank. Man mußte zwar nach dem Fest auf manches verzichten, hatte aber die Genugtuung, daß einem niemand vorwerfen konnte, man habe mit Wein und Fleisch geknausert. Übrigens bot die Braut den Gästen Geschenke an. Wenn sie von Tür zu Tür ging, um ihre Verwandten einzuladen, verehrte sie allen ein kleines Taschentuch.

So war es im alten Wallis. Es glich wahrhaftig keinem andern Lande. Jedes Dorf hatte sein Brauchtum, seine Redensarten, seinen Tonfall und seinen Charakter. Jenseits der Gemeindegrenzen begann die Fremde, und schon dem Nachbarweiler begegnete man mit Argwohn. Die Dorfgemeinschaft verschanzte sich hinter ihre Gewohnheiten und Tabus. Niemand hatte vor dem andern ein Geheimnis, und keiner vermochte dem andern etwas vorzumachen. Die Familienzugehörigkeit bestimmte, welcher Sippe man Freundschaft und welcher man Feindschaft schuldig war.

So war es im alten Wallis. Die Holzhäuser waren eng und unbequem, die Wege steil und steinig. Die Leute schlugen sich schlecht und recht durchs Leben, hüteten eifersüchtig ihre Freiheiten, hatten einen Glauben, der Berge versetzte, waren stolz auf ihre Eigenart, herb durch den Zwang der Umstände, froh von Natur aus, aufbrausend, weichherzig, wortkarg, gastfreundlich, engstirnig, argwöhnisch, temperamentvoll, nachträgerisch, unüberwindlich.

Aber plötzlich krachte diese altertümliche Welt in allen Fugen. Im Jahre 1860 traf die Lokomotive der Jura-Gesellschaft in Sitten ein. Das Land hatte von ihr nichts wissen wollen. Die Dörfer hatten die Bahnhöfe möglichst weit von sich geschoben. Der Schienenstrang berührte weder Martinach noch Sitten.

Der Fortschritt drängte sich mit Gewalt auf. Man schickte sich an, die Sümpfe trocken-zulegen und die Landwirtschaft von Grund auf umzugestalten. Zu Beginn unseres Jahrhunderts wurde der Simplon durchstochen. Schon hundert Jahre zuvor hatte Napoleon mit dem Scharfblick des Feldherrn erkannt, daß das Rottental die kürzeste Verbindung zwischen Paris und Mailand war, doch er hatte nur die alte Stockalperstraße ausbauen können.

Nun aber brausten die internationalen Schnellzüge durch den längsten Tunnel der Welt. Ihre schrillen Pfliffe widerhallten in der Ebene, wo man eifrig damit beschäftigt war, den Fluß einzudämmen. An den Mündungen der Nebenflüsse ließen sich die ersten Fabriken nieder. Die «weiße

Kohle» heizte die Hochöfen, in denen Bauxit in Aluminium, Sand in Glas, Kalzium und Kohlenstoff in Dünger umgewandelt wurden. Der Bauer trat vor sein Holzhaus, sah den Rauch aus dem Schornstein der Fabriken qualmen und witterte eine bessere Zukunft. Er stieg nach Monthey, Martinach, Chippis und Visp hinunter und wurde Schichtarbeiter. Der wöchentliche Zahltag erlaubte ihm, sein Heimwesen zu verschönern. In den Dörfern wurden Geschäfte eröffnet, und in den kleinen Berghotels stiegen immer mehr Fremde ab. Die Flut des Fortschritts brandete links und rechts den Hang empor und schwoll bis in die Seitentäler. Die Industrie riß sich um unsere Wildbäche. Die Geometer vermaßen ihr Gefälle und ihre Abflußmengen. Die Geologen untersuchten das Gefüge der Taleinschnürungen. Die ersten Stauwerke, Straßen und nochmals Straßen, Tunnels, Lastwagen und Autocars. Nach dem Ersten Weltkrieg war das ganze Land im Umbruch. Da zog die Krise der dreißiger Jahre unvermittelt die Bremse an. Hatte man sich nicht täuschen lassen? Mußte man dieser geizigen Erde nicht trotz allem treu bleiben? Dann kam der Zweite Weltkrieg. 1914-18  
1930  
1939-45

Und seither ist das ganze Land vom Taumel des Fortschritts erfaßt. Es sieht auf seinem Wege keine Hindernisse mehr. Eine drängende Unrast treibt es unaufhaltsam voran. Man arbeitet Tag und Nacht, kauft, verkauft, spekuliert und macht Geschäfte. Man reißt das Alte nieder, das weniger Alte, das nahezu Neue und baut mit einer wahren Besessenheit neue Häuser. Über Nacht sind unerschöpfliche Energien frei geworden. Nichts vermag den märchenhaften Aufschwung aufzuhalten. Die Maschine reißt den alten, ausgedörrten Boden auf. Brücken schwingen sich über die Schluchten. Im Sommer fahren in Saint-Maurice täglich 20000 Motorfahrzeuge vorbei. An jedem schönen Januar- oder Julimorgen begutachten 15000 Gäste von ihren Balkonen aus die Launen des Matterhorns. Der Bauer von gestern ist Maurer, Unternehmer, Vorarbeiter, Ingenieur, Büroangestellter, Bankier, Hotelier, Gastwirt oder Kaufmann geworden. Der Winzer ist heute Önologe, Weinhändler, Drogist, Chemiker oder Elektriker, der Hirte Abwart, Koch, Mineur, Chauffeur oder Skilehrer. Eine bewundernswerte Zuversicht beseelt das ganze Volk und spornt es zu tausend Unternehmungen an. Der Wagemutige scheint recht zu haben. 1965!

Die bescheidenen Schulhäuser von gestern sind überall zu eng geworden. Die ärmsten Gemeinden investieren einen ansehnlichen Teil ihrer Einnahmen in prächtigen Schulbauten. Drei kantonale Kollegien entlassen jährlich Hunderte von Anwärtern auf freie und wissenschaftliche Berufe ins Hochschulstudium. Das Gewerbeschulwesen entwickelt sich rascher, als man es noch gestern für wahrscheinlich gehalten hat.

Die Frauen wollen nicht zurückstehen. Zu Tausenden arbeiten sie in den Uhrenfabriken, in den Warenhäusern, in den Büros und im Gastgewerbe.

Wo ist die schlichte Bäuerin von ehemdem, die in schwarzen Wollstrümpfen und im weiten Faltenrock einherging und die Augen niederschlug, wenn man sie grüßte? Am Samstagabend strömen die Burschen und Mädchen aus den Dörfern herbei und füllen die Kinos bis zum letzten Platz. Ein Dorf mit sechzig Haushaltungen bringt es auf dreißig Autos.

Alles überstürzt sich. Auch der Pfarrer will mit der Zeit gehen. Er läßt die alte Kirche abbrechen und eine neue bauen. Die Alten würden verständnislos den Kopf schütteln. Doch es gibt keine «Alten» mehr. Wer das Neue nicht begreift, wagt es bloß zu denken.

Man mäht nur mehr die Wiesen, die unmittelbar ans Dorf grenzen. Man sät zwar noch ein

bißchen Korn, aber die Ernte ist für das Vieh bestimmt. Fast jedes Dorf hat einen Konsum, eine Bäckerei und eine Metzgerei.

Alles ist neu. Aber das Neue stößt überall mit dem Alten zusammen. Wenn die Fremden abreist sind, wird das Dorf mit Staunen inne, wie still und friedlich es im Grunde ist, und vernimmt auch die Stimmen seiner Toten wieder. Seltsame Bräuche sind lebendig geblieben, und wenn das Postauto an einem Bildstock vorbeifährt, so bekreuzigen sich die Frauen von heute, wie es einst ihre Mütter getan haben, die das Maultier am Strick hinter sich herzogen.

Der Weg des Wallis nimmt eine jähe Wendung. Vor ihm liegt die Stadt mit ihren Verlockungen und Versuchungen, hinter ihm das Dorf mit den schwarzgebrannten Holzhäusern. Quo vadis?

1965.

